

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1924

196 (23.8.1924) Wissenschaft und Bildung

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Samstag, den 23. August 1924

Aus einem Gespräch über die Baukunst

Von Theodor Fischer

In Bamberg stieg ich in den D-Bug südwärts. Die beiden Insassen des Abteils, ein älterer Herr, Typ Geheimrat irgendeiner Fakultät, und ein jüngerer, modern und gewöhnt gekleideter Mann, waren bei meinem Eintritt im Gespräch. Den Dom, dem ich eben meinen andächtigen Gewohnheitsbesuch gemacht hatte, hörte ich noch nennen. Dann verstummten die beiden, vermutlich um den neuen Fahrgast zu betrachten. Erst als der Zug anfuhr, setzte man das Gespräch fort, zunächst in leiserem Ton, so daß ich nicht verstand, dann aber war man lebhaft und ich fing an, die Ohren zu spitzen.

Der Ältere: Sie wollen also von der historischen Betrachtung der Architektur überhaupt nichts wissen. Wie können Sie einem Bauwerk, wie dem Bamberger Dom, näher kommen, wenn Sie nicht das Vor- und Nachher der stilistischen Entwicklung kennen?

Der Jüngere: Sollte nie Zeit, in Bamberg auszusiegen; natürlich kenne ich den Dom aus Abbildungen und kenne auch die Plastik, den famosen Reiter und den Adam und die andern. Französischer Einfluß! Was? Muß mir egal sein. Wenn ich selber schaffen will, darf ich mich von dem historischen Ballast nicht zerquetschen lassen. Wozu auch? Ich baue keinen Dom. Industriebauten, Geschäftshäuser, darin liegt die künstlerische Zukunft. Da ist Kraft und Ausdruck, moderner Geist. Und was die historische Kunstbetrachtung angeht, so frage ich, ob sie überhaupt das Verständnis fördert.

Der Ältere: Wenn ich nicht nur Jahreszahlen und Künstleranekdoten studiere, sondern mich mit der Baugeschichte beschäftige, mit dem allmählichen Wandel der Stilformen, so glaube ich, dem Verständnis der Baukunst doch näher zu kommen. Ein Vergleich des Bamberger Domes mit den deutschen Dömen am Rhein, dem Straßburger Münster zum Beispiel, ist doch nur möglich und förderlich, wenn ich die Entwicklung des Stils aus dem Romanischen durch den Übergangsstil zur Gotik kenne.

Der Jüngere: Sie wissen das aus der Kunstgeschichte, wo ein Gelehrter für das gebildete deutsche Publikum schreibt, was er selbst nicht versteht. Die Entwicklung des Stils ist Technik. Ich danke übrigens für historische Stillehre; mußte in Charlottenburg je einen Entwurf in Mittelalter und einen in Renaissance machen.

Der Ältere: Mir als Laien macht es Freude, wenn ich auf dem Wege, den die Kunstwissenschaft weist, Verwandtschaften, Ähnlichkeiten und Zusammenhänge erkenne, wenn ich in die ungeheure Masse dessen, was wir in Deutschland sehen können, durch dies Mittel einige Ordnung bringe, auch schon dadurch, daß ich mit den Sachausdrücken bekannt werde.

Der Jüngere: Warum nur in Deutschland? Ist ja doch fast alles von draußen gekommen. Ihr Mittelalter, die Renaissance und die Barocke.

Der Ältere: Warum? Weil ich es abscheulich finde, daß wir immer nach dem Ausland laufen und den Reichtum des eigenen Landes verkennen, die deutsche Stadt und das deutsche Dorf, Landschaft und Leute. Von meinen Münchener Mitbürgern sind die allermeisten (von früher her allerdings) in Italien so bewandert, wie in

der Theatinerstraße, aber ich wette, daß 75 von 100 nicht Rothenburg kennen, oder Dinkelsbühl oder auch nur Augsburg mit den klassischen Werken des Elias Holl, von Nord- oder Ostdeutschland ganz zu schweigen.

Der Jüngere: Oh! Ihr Rothenburg! stein ich! Das ist allerdings etwas für den Kunsthistoriker. Wir können da nichts holen.

Der Ältere: Dann haben Sie keinen Sinn für den Reichtum des deutschen Gemüts. Ich will gar nicht mehr von den Vorteilen reden, die einige kunstgeschichtliche Bildung für den Genuß der Architektur mit sich bringt. Hier in Rothenburg und in hundert anderen kleineren und größeren deutschen Städten handelt es sich um die reine Freude am Schönen.

Der Jüngere: Was ist denn schön in der Architektur? Heute so, morgen so! Jugendstil-Biedermeier; Baukastenstil-Kostenbau! Und in der Kunstgeschichte ist's nicht anders. In Ihrer Jugend schimpfte man auf den Bopf, heute findet man den Gipfel darin und schreibt Bücher vom Geist des Barock. Ich stehe nur für das Charakteristische. Die Energie, wenn Sie wollen: die Brutalität, die aus Massen und Formen einer Fabrik spricht, die leuchtet mir unmittelbar ein. Und wenn ich schon einmal den Begriff des Malerischen in der Baukunst anerkennen soll, so finde ich gelegentlich auch dies im Industriebau mit allen Werten der Farbe und der Stimmung.

Der Ältere: Da sind Sie, der von Rothenburg nichts wissen will, also selbst mitten in der Romantik. Sie sprechen vom Malerischen und von Stimmung, vom Ausdruck und vom Charakteristischen. Möglich, daß ein moderner Mensch das alles im Industriebau findet. Ich will so weit gehen, daß hier etwa dieselben Schönheitswerte auftreten können, wie im Bild des deutschen Dorfs. Das ganz sachlich Vernünftige, Zweckmäßige ist beiden gemeinsam. Dann auch das Typische. Das Hüttenwerk ist so verschieden von der Spinnerei, wie sich der Typ des Hausendorfs vom Straßendorf unterscheidet. Und die Reinheit des Typs kann wirklich eine Quelle ästhetischen Genusses sein, und ebenso die Prüfung solcher typischen Siedlungsformen auf ihre Entstehungsgründe und auf ihre Verbreitungsgebiete. Nicht anders wie beim Dorf ist es bei der Stadt, wo man die langsam entstehende Handels- und Gewerbestadt von der unterscheidet, die unter dem Schutz einer weltlichen oder geistlichen Macht schnell gebaut wird.

Der Jüngere: Weiß ich, weiß ich! „Gewachsene“ und „gegründete“ Stadt! Aber das ist Wissenschaft und keine Kunst.

Der Ältere: Wenn Sie wollen, ja; aber Wissen schadet nie, und solche Dinge geben Klarheit. Das ist die Voraussetzung des Kunstgenusses. Wenn Sie etwas darüber wissen, wann und wie eine Stadt entstanden ist, können Sie sich frei machen von dem verwirrenden Eindruck der Erscheinungen. Wie Kunstgeschichte ordnet, so ordnet auch die Kultur- und pragmatische Geschichte, sogar die Topographie und Geographie.

Der Jüngere: Um Gotteswillen! Also muß jeder Deutsche, der sich an seiner Heimat freuen will, vorher vier Jahre Kolleges hören, von den Heritern angefangen bis auf das Weimarer Bauhaus?

Der Ältere: Eine gewisse allgemeine, und im Besonderen historische Bildung halte ich allerdings für unerlässlich.

Der Jüngere: Nun, Sie nannten mich Romantiker. Gut! Ich meine wirklich: Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nicht erjagen. So starr ich in meinen Industriehallen den Puls meiner Zeit schlagen fühle, so gut kann ich, gerade weil ich mich vom historischen Krimstrans frei weiß, die schönen alten Orte genießen. Ich empfinde es schön, wenn ich ein geschlossenes Dorfbild sehe, wo die Häuser breit sich um die derbe Kirche lagern. Das ist ein einheitlicher Organismus voll Leben und Behagen. Und wenn in einem Stadtbild die Massen der Bauwerke, nehmen wir z. B. eine Brücke, einen Stadtteil und eine Burg darüber, wie in Würzburg, sich klar teilen, sich übereinander und nebeneinander türmen und schichten, so daß die Vielheit reich und vollklingend besteht, daß aber doch alles kontrastierende durch eine Dominante zur Einheit, zur reinen Harmonie gebunden wird, — so ist das einer der höchsten künstlerischen Eindrücke. Und das ohne weiteres, nur durch sein Dasein. — Oder wieder freue ich mich als Künstler, wenn ich charakteristisch einzelne Bauindividuen hingestellt finde, wie z. B. ein ostelbischer Herrensitz den Besitzer, den vornehmen Kerl, vollkommen ausdrückt. Keine alte muffelige Kultur wie in Westdeutschland. Kolonialherren, kühl reserviert, auf sich selbst ruhen ohne Mythe, ohne Romantik. Ich kann mich auch an dem inneren Leben einer alten Renaissance oder Barockarchitektur freuen, mit der ich entporwache, frage, strebe, mich ducke oder ausweite.

Der Ältere: Gewiß, das sind die mir ganz geläufigen Eindrücke.

Der Jüngere: Geläufig möchte ich sie nun nicht nennen. Vielmehr bleibt das wohl zumeist und besser im Unterbewußtsein. Aber sicher sind diese Dinge ein Grund für den Gefühlseindruck der Architektur, für das Geitere, das Ernste, das Bedrückte oder Stolze, sogar für das Humoristische.

Der Ältere: Was! Humor in der Architektur?

Der Jüngere: Ich denke an ein Häuschen, das ich auf einer Tiroler Reise in Gail gesehen habe, wo das Mißverhältnis zwischen der Bedeutung des Hauses und der Nutzbarkeit des Hauses, die Schiefheit und der Maßstab durchaus komisch wirkt. Und da das offensichtlich bewußt und sehr geschickt gemacht ist, kann man von Humor sprechen. Umgekehrt gibt es recht viel unbewußt Komisches, Tollpatschiges in der Architektur, besonders in der neueren.

Der Ältere: Solche Eindrücke sind mir nicht fremd. Man muß sich über solche Mißgeburten oft genug ärgern und weiß umso weniger, wie man sich kritisch verhalten soll, als oft überhaupt keine Stilformen aufzufinden sind.

Der Jüngere: Die Frage ist allerdings, ob es der richtige Weg zum Kunstgenuß ist, sich immer zunächst kritisch einzustellen. Ich kann mir denken, daß ein gesunder, feinfühligster Mensch Architektur voll ausgenießen kann, wenn er nur Sinne und Herz öffnet und die Dinge auf sich wirken läßt. Das fürchterlichste ist aber das pflichtgemäße Massen Kunstgenießen nach dem Bäderer. Man muß auch einmal mit abgewandten Augen an etwas Schönerem vorbeigehen können. Übrigens hat auch das Schöne manchen Tag seine Muden und mag nicht. Wer aber so genießen will, muß den Sinn für's Charakteristische mitbringen und noch etwas, davon ich nicht gerne spreche. Für die Musik soll einer musikalisch sein, für die gefrorene Musik, die Baukunst, die wie jene ihre

Der Schlüssel zum neuen Osten

Zur Verlags von Brockhaus, Leipzig, erscheint soeben ein neues Buch von Sven Hedin unter dem Titel „Von Peking nach Moskau“ (geb. M. 13.—). Hedin kennt das mächtige Asien aus jahrelangen Reisen wie kein anderer, er ist der Marco Polo der Neuzeit. Aus eigener Anschauung kann er die tiefgehende Wandlung beurteilen, die die Länder und Völker des Ostens im Weltkrieg und in den sich anschließenden Revolutionen durchgemacht haben. Auf seiner kürzlich vollendeten Reise von Peking nach Moskau, die er in der Bahn und im Automobil zurücklegte, hat er die neuentstandenen Republiken kennen gelernt und er schildert sie in seinem reich mit interessanten Abbildungen ausgestatteten Buch mit dem klaren Blick des unbestechlichen Forschers, der der Wahrheit ins Herz schaut, und mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit und Frische. Eine Fülle der wichtigsten Nachrichten im Rahmen abenteuerlicher Erlebnisse breitet er vor dem Leser aus, und die Spannung nimmt zu, je mehr er sich Moskau nähert, dem Mittelpunkt der Herrschaft der Bolschewiki.

Indem Sven Hedin die im Schnellschritt fortrollende Gegenwart schildert, läßt er die Gestaltung der Zukunft in großen Zügen erkennen. Ein stiller Kampf wird zwischen der Mongolei und dem unaufhaltsam vordringenden China ausgefochten, wobei die große Bedeutung des Grassandes der Nomaden für den europäischen Handel sehr ins Gewicht fällt. Treffend werden die religiösen Verhältnisse geschildert, erschütternd ist der Bericht über die gesundheitslichen Zustände. Der höchste geistliche Würdenträger der Mongolei ist seiner Stellung durchaus unwürdig. Um so wohlwender tritt die Kraftgestalt des Schweden Ratson hervor, des ungekrönten Herzogs der Mongolei; Hedin zeigt, was aus einem Bauernjungen werden kann, der einen offenen Kopf hat und der Land und Leute zu nutzen versteht. Außerordentlich bedeutungsvolle Aufklärung empfängt der Leser über die Durchdringung Asiens mit den Ideen Sowjetrußlands. Hedin macht kein Hehl daraus, daß er nicht

auf die Seite der Bolschewiki neigt, aber als aufrechter Forscher gibt er der Wahrheit die Ehre und erkennt an, daß in dem von ihm bereisten Teil Asiens Ruhe und Ordnung herrschen und daß Handel und Wandel sich neu zu beleben begannen. Die tolle Zeit des Freiheitskamps unter dem baltischen Baron Ungern-Sternberg taucht in dem amüsanen Kapitel „Ein literarischer Seitenprung“ auf, in welchem der Verfasser mit meisterhafter Grazie mit einem vielverbreiteten Buch der Gegenwart abrechnet.

Sowjetrußland hat es verstanden, Sven Hedin als den ersten Kenner Asiens außerordentlich zu ehren, obwohl er seine Sympathie für den ermordeten Zaren offen ausspricht. Die Späher der Regierung, die Gelehrten, die Männer im Arbeitsittel, alle drängen sich um ihn, alle wollten von ihm hören, wie er über Asien, wie er über Rußland denkt.

Sven Hedin war im tiefsten Winter in Moskau; dort hat er von dem schrecklichen Hungerelend nichts mehr bemerkt, von dem noch Fridtjof Nansen vor wenigen Monaten berichtete; im Gegenteil, er stellt fest, daß das Elend gegenwärtig in Deutschland viel größer ist infolge des frevelhaften „Friedens“ von Versailles. Scharfe Worte findet er gegen die Entente und vor allem gegen Amerika, das für die Zustände in Deutschland verantwortlich sei. Die tiefe Religiosität des russischen Volkes, die eifrige Pflege der Kunst und Wissenschaft wird an guten Beispielen geschildert.

Es ist bemerkenswert, daß zwei der größten geographischen Forscher der Gegenwart, Fridtjof Nansen und Sven Hedin, sich mit dem Problem Rußland, jeder in seiner Weise, beschäftigt haben. Bei aller Liebe zum russischen Volk, die beide Männer besetzt, bildet in Nansens Buch „Rußland und der Friede“ die Wirtschaft den Schwerpunkt, um den sich alles dreht, während Hedin auf dem Hintergrund der grandiosen Natur den Menschen in seiner Eigenart zu erfassen sucht, den russischen Bolschewiki, wie den Sibiriaten, den Mongolen und den Chinesen.

Sven Hedin weist auf die große Bedeutung hin, die ein enger wirtschaftlicher Verkehr mit Rußland hat, und seine Winke

sind für uns Deutsche von besonderem Wert. Von neuem zeigt sich in diesem reich illustrierten Werk die Kunst Sven Hedins, das Erlebte und Ersehnte klar, eindrucksvoll und fesselnd zu gestalten. Jeder, der frugend und hoffnungsvoll die Blicke nach Osten richtet, wird reichen Genuß finden.

Sven Hedin berichtet Ostendowski

Vor einem halben Jahre wurde eins der Robebücher, die „man gelesen haben muß“, Ostendowski's: Tiere, Menschen, Götter. Das unmittelbar danach erscheinende Buch von Wilhelm Fikländer: Sturm über Asien kam dagegen nicht auf, trotzdem es auf 20 Seiten mehr positive Wahrheiten enthält als der ganze Ostendowski. Ostendowski ist Pole und Mystiker. Ganz Asien durchzieht er mit Mystik. Und der Pole Ostendowski ist Russenfeind. Darum muß sein Buch von Blut und Grausamkeit triefen.

Sven Hedin, der gründliche Kenner der Gegenden, mit deren angeblichem Mystizismus der polnische Doktor sich einen Namen gemacht hat, widmet in obigem neuem Werk „Von Peking nach Moskau“ das ganze sechste Kapitel „Ein literarischer Seitenprung“ Ostendowski. Wir entnehmen daraus folgendes wörtlich: Dieser Schriftsteller ist Psychologe. Er weiß, was die Menschen fordern und dulden, nachdem ein Weltkrieg sie verzehrt hat, dessen Grausamkeit auch im Frieden fortgesetzt wird. Er weiß, daß der literarische Geschmack ein gut Teil auf das Mittelalter zurückgegangen ist. Deshalb triefen sein Buch von Blut und Mord, von Greueln alle Art und einem Mystizismus, von dem kein anderer Asienreisender je eine Spur gemerkt hat. Hätte der ganze Inhalt des Buches Tiere, Menschen, Götter sich als das ausgegeben, was es ist, dann hätte die Kritik sich damit begnügen können, anzuerkennen, daß diese Erzählung vom literarischen Standpunkt aus meisterhaft ist. Aber da schon im Vorwort, vielleicht ohne Wissen des polnischen Doktors behauptet wird, daß sie den Stempel der Genauigkeit und Zu-

Ausdrucksformen nicht aus der Natur nimmt, und wie jene auf Maß und Rhythmus beruht, soll einer eben das sein, was bei der Musik musikalisch ist. Es sind da Dunkelheiten und ferne Dinge. Der Laie überlasse das ruhig dem Künstler, er achte das Mysterium! Grenztlicher Gedanke, wenn nun jeder nach dem goldenen Schnitt suchte! —

Man hatte sich sattgesprochen — Kurz darauf führen wir in den Bahnhof von Nürnberg ein.

Der Jüngere: Nun, was sagen Sie als Historiker zu dem neuen Theater? Finden Sie das charakteristisch für Nürnberg?

Der Ältere: Nein, ich finde das nicht schön.

Der Jüngere: Dann sind wir darin einig. Aber charakteristisch ist es doch!

Der Ältere: Wieso?

Der Jüngere: Das sage ich nicht, aus Rücksicht auf das deutsche Volk.

(Aus dem „Piperboten“, der lebenswerten kleinen Zeitschrift des Verlages Piper u. Co. München.)

Chinesisches Theater

Von Hans Benzmann.

Der holländische Dichter Henri Borel, der viele Jahre in Indien und China gelebt hat, ist auch ein anschaulicher Schilderer ostasiatischer Verhältnisse, namentlich Interpret der chinesischen Philosophie, der Götter- und Heldenlehre. Ebenso verdienstvoll wie originell ist sein Buch „Weisheit und Schönheit in China“. Borel ist Dichter und Menschenfreund, aber weil er kein Gelehrter ist, weiß er gerade das, was über ein Volk wissenschaftlich ist, die charakteristischen Momente des Volkswesens und der Kultur in plastischer Deutlichkeit, in lebhafter Darstellung dem Leser vor Augen zu führen.

So berichtet er auch über Theateraufführungen, die er in der Stadt Antoy gesehen hat. Das chinesische Theater ist kein beständiges, es besteht kein Theatergebäude. Das Theater ist für das Volk und existiert durch das Volk, das heißt, wenn einer der Festtage und Geburtstage des Volksheiligen (Buddhas z. B.) ist, dann zirkuliert unter den Einwohnern eine Messe. Jeder Chinese opfert gern ein bißchen „ceh“, und so ist die Aufführung gesichert. Die Bühne wird im Freien errichtet auf einem geeigneten Platze, gegenüber einem Tempel z. B. Es ist eine einfache Estrade, weiter nichts. Kulissen und Dekorationen gibt es nicht. Ebenjowenig gibt es Plätze für die Zuschauer. Wer sitzen will, muß seinen Stuhl mitbringen. Der Eintritt ist unentgeltlich, da alles schon bezahlt ist — vom ganzen Volke. Wundervoll schildert Borel den Gesamteindruck einer solchen Vorstellung. Es wird den ganzen Tag gespielt. Besonders aber bei Abend wirken die chinesischen Theateraufführungen schön! In der lauen Abendluft sitzen die in hellblau oder grün gekleideten Chinesen unter den mächtigen Zweigen der großen Bäume; andere stehen grazios gelehnt gegen die Pfeiler eines Tempels in der vornehm-nachlässigen Haltung, die jedem Orientalen etwas Malerisches verleiht. Es herrscht eine ehrfurchtsvolle Stille unter diesen Hunderten von Zuschauern, die dem Europäer fast unglaublich erscheint, zumal man nirgends einen Polizisten oder Soldaten sieht. Es wird sogar niemals applaudiert.

Die Stücke, die aufgeführt werden, sind zumeist Klassische z. B. der Long Su (d. h. Dinge der Thang Dynastie) oder der Tsing Lon (d. h. Kampf im Osten). In diesen Stücken haben die Kämpfe der Chinesen, als sie noch die Eroberer von ganz Ostasien waren, eine theatrale Bearbeitung gefunden. Wir finden in ihnen Wunder wie

verlässigkeit trage, mag es auch der sachlichen Kritik erlaubt sein, ihr Wort zu sagen.

Im sechsten Kapitel wird von Steinpyramiden erzählt, die Dschingis Khan in Sibirien errichtet hat. Dschingis Khan ist nie in Sibirien gewesen. Der 1770 Kilometer lange „Geistermarsch“ vom Erdbeben nach Nordtibet verdient diesen Namen, denn es ist unmöglich, den Weg auf einer Karte einzutragen. Die beiden Gebirgsketten Alai und Tien-Schan, die hierbei überquert werden, sind zwei weit voneinander getrennte ganze Gebirgssysteme. Allmählich kam er bis zu der großen Gruppe stumpfer Seen, die die Zustöße zu dem Kuku-Nor und einem ganzen Netz großer Flüsse bilden. Ich bin in derselben Gegend gewesen. Wasser und Menschen fehlten. Der Umstand, daß Oshendowski einmal auf seinem Kamel einschloß, herunterfiel und sich einen „Schädelbruch“ zuzog, kann erklären, daß er um Kuku-Nor ein Netz von großen Flüssen und Millionen Seen sah, wo sich in Wirklichkeit eine sehr geringe Anzahl Seen befindet. Oshendowski schildert die Tibeter als ein Räubervolk. Alle Schilderungen früherer Reisender stimmen darin überein, daß sie gutmütige Leute sind. Ich selbst bin, obgleich ich mehrere Jahre in Tibet zugebracht habe, niemals von Räubern angegriffen worden. Dr. Oshendowski brauchte nur ein paar Tage in eine sehr spärlich besiedelte Ecke von Tibet hineinzugucken, um sogleich eine Räubervandade auf dem Halbe zu haben. Der Absteiger nach Tibet beträgt im ganzen — 8500 Kilometer! Dr. Oshendowski hat die merkwürdige Entdeckung gemacht, daß Dschingis Khan im Pamir begraben sei. Er hätte ebenjowol sagen können auf dem Nordkap oder in Krefeldberg. Tatsächlich ist er in Ordos an Kie-Schan beigesetzt. Unser Doktor besuchte Tana mit 60 000 Kamäts. Ich fand bei meinem Besuch in dem größten und reicheren Kloster Tashi-Lunpo 3800 Mönche. Die Auserwählte, daß die dunkle Geschichte Niens den lebenden Gott in Urga umgibt und daß sein Name in Arabien, Mesopotamien, Indochina und an den Küsten des Eismeeres gelehrt werde, ist, mit Verlaub zu sagen, reiner Unfuss. In diesen Ländern gibt es keine Seele, die von dem Chutuku von Urga hat sprechen hören, geschweige denn von den großen Wundern, die ihm jetzt zugeschrieben werden, und die allzu sehr nach amerikanischem Journalismus schmecken.

der, wie sie ähnlich in dem Nibelungenliede und anderen Heldenliedern vorkommen. Es gibt darin unvertilgbare Helden, berühmte Schwerte, Wunderkappen, die unsichtbar machen, Zauberprüche, auf welche hin Heere von D...nen zu Hilfe eilen. Es kommen darin Weltbrände vor, die ganze Heere vertilgen. All das Kindliche, Unwahre, Unbeholfene, aber auch das Grandiose, Niesenhafte und Göttliche der romantischen Heldenjage offenbart sich in diesen chinesischen Dramen. Und das Wunderliche und das Wundervolle: Diese Romantik wird auf der Bühne in einer ebenso kindlichen als imposanten Weise dargestellt. Die chinesische Bühne kennt, wie gesagt, keine Dekorationen und Montierungen; aber es ist jenes überwältigende Starke, jenes einfach Große darin, das der großen Kunst eigen ist. Shakespeares Dramen wurden ja auch zuerst so aufgeführt. Stundenlang währten bei Tag und Nacht die Aufführungen und stundenlang stehen die Zuschauer davor in stiller Andacht. Es ist doch gewiß nichts Primitiveres denkbar als ein Theater, auf dem der Schauspieler, wenn er eben abgetreten ist, sich ruhig auf der Bühne nebenhin stellt, ein Täschchen Tee trinkt oder seine Pfeife ansaugt und mit einem der Figuren sich unterhält. Auch werden auf der Bühne die Gewänder gewechselt, sogar dicht hinter dem Helden, der noch in der Halle ist. Man kann sehen — ohne daß dies irgend zu verbergen gesucht wird — wie ein Schauspieler sein Gesicht bemalt oder seinen Bart festklebt vor einem kleinen Spiegel. Wenn auf der Bühne zwei lange Stöcke aufgerichtet werden, mit einem Segeltuch dazwischen, so stellt dies eine Stadtmauer dar. Wenn man mit den Händen die Bewegung des Ruderns macht, so stellt die Bühne die See vor, und die Spieler befinden sich auf den Schiffen. Ein kleines Pulverflämmchen ist ein Weltbrand, und ein wenig heruntergeschüttetes Wasser ist ein Wolkenbruch. Man denke sich in diese primitive Kulturauffassung hinein, und dennoch spielen sich in der Phantasie des Zuschauers Weltbegebenheiten ab, Kämpfe, die zwischen Millionenheeren stattfinden, Schicksale ganzer Nationen und Geschlechter. Am beliebtesten sind die Stücke aus der glorreichen Zeit der Thang-Dynastie (etwa 650 nach Christi). Eines der populärsten ist das Stück, in welchem ein weiblicher Krieger Hau Lee Ho Ho Hedin ist. Zur Zeit des Kaisers Tsai Tsung von der Thang-Dynastie wurde von dem Feldherrn Lia Koa Kim die Stadt des Königs Hau Kung belagert. Dieser sendete dem Feinde seine beiden Söhne entgegen. Beide werden im Zweikampfe mit chinesischen Helden schwer verwundet und flüchten in die Stadt zurück. Der König ist ratlos. Da erscheint vor ihm seine Frau und erzählt ihm, daß ihre Tochter Hau Lee Ho Ho auch gerade an diesem Tage von einem Berge, wohin sie von einer Zauberin entführt worden ist, zurückgekehrt sei. Diese Zauberin war in alle Gebiete von Leben und Tod eingeweiht: sie konnte die Gestalt verändern und hatte Macht über alle Kräfte der Natur. Sie hatte Hau Lee Ho Ho von Jügend auf in den Banberkünsten und in dem Gebrauche der Wunderkräuter unterrichtet. Der alte König ließ seine Tochter rufen und fragte sie, ob sie nicht ihre Brüder durch Zaubermittel vor ihren schweren Wunden heilen könne. Dies war für die Prinzessin ein leichtes. Als sie es getan und die Brüder wieder gesund waren, da stellte der König seine Tochter an die Spitze des Heeres. Hiermit beginnt der Kampf der Prinzessin mit dem schönen Sohne des chinesischen Heerführers, der bald ein Liebeskämpfe wird. Die Prinzessin fordert den jungen Helden zum Zweikampfe auf. Ihr Schicksal aber ist es, diesen dereinst zu heiraten. Das war ihr von jener Zauberin vorausgesagt. Bevor der Zweikampfe beginnt, erklärt sie dem Helden öffentlich, daß sie seine Frau einst sein werde. Er verschmähte die Barbarin und beginnt den Kampf. Er wird durch Zauberkünste besiegt, auf seinen Schwur hin, sie zu ehelichen, wieder freigelassen. Er bricht den Schwur, indem er von neuem den Kampf beginnt. Dieser Kampf bildet nun den eigentlichen Inhalt des Stückes, der in seinen bunten Verwandlungen märchenhaft, echt orientalisches anmutet. Schließlich schwört der Prinz nach wiederholten Niederlagen einen so großen Schwur, die Barbarin zu heiraten, daß er nicht mehr zurück kann. Die beiden heiraten sich und die feindliche Stadt unterwirft sich den Chinesen. Es würde zu weit führen, wenn ich nun die Art der Darstellung, wie schon erwähnt, die primitivste. Nur einige Musikanten, die mit Flöten, Solzgeigen, Gong und Becken den Text fortwährend begleiten und zwar nicht nach vorgegebener Musik, sondern wie es ihnen der Moment eingibt, und die bunte, fortwährend wechselnde Kleidung der Schauspieler helfen allein der Phantasie der Zuschauer.

Bücheranzeige

Josef Ponten. Eine Aufsatzreihe über seine Persönlichkeit und sein dichterisches Schaffen. Von Wilhelm Schneider. Mit einem Anhang: Pontens Bedeutung für die Geographie als Landschaftsdarsteller von Professor Dr. Otto Rauff. (In der Sammlung „Dichtung und Dichter“.) Mit einem Bildnis des Dichters. Geb. 3 Gld. — (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). — Dieses erste Buch über Josef Ponten, den bedeutenden Erzähler, wird unter den Freunden seiner Kunst dem größten Interesse begegnen. Schneiders Schrift ist mit aller Umgebung des Dichters an seinen Dichter und Stoff, aber auch mit der Genauigkeit und Treue des geschulten Literaturkritikers verfaßt; sie hält die goldene Mitte zwischen echter Begeisterung und sachlich-nüchternen Kritik. Er geht alle Werke Pontens durch, unter neu gewählten, fruchtbaren Gesichtspunkten und in reizvoll wechselnden Darstellungen vor.

Flußpferde

Von Graf Eric von Rosen

Wir entnehmen diese Schilderung dem bei Strecker und Schröder in Stuttgart erscheinenden Reise- und Reisebeschreibungen des Grafen Eric von Rosen: „Von Kay nach Kairo“, das uns auf spannenden Märchen längs durch den ganzen schwarzen Erdteil führt.

Am Abend machte ich unter Begleitung von einigen Schwarzen einen Ausflug auf das Ufer des Nils. In höchster Spannung näherte ich mich nach halbständigem Spaziergang dem Ufer, denn Fries hatte mir erzählt, daß er im Fluße Herden von über hundert Flußpferden gesehen habe. Bald hören wir auch das Krusten der gewaltigen Tiere. Vorsichtig, mit geladener Kamera schleiche ich zwischen den mächtigen Schilfbüschen vor, bis ich plötzlich Ausblick auf den Fluß habe. Den Anblick, der sich mir bot, werde ich nie vergessen.

Auf dem gegenüberliegenden Ufer schwimmen vor mir etwa zwanzig Flußpferde, von denen die Mehrzahl so tief liegt, daß nur die Köpfe zu sehen sind. Manche liegen in seichtem Wasser, wo sich die riesigen Körper gleich grauen Klippen aus dem Wasser heben. Eine ganze Familie schläft auf dem Uferland zwischen Fluß und Schilf.

Sie und da bewegen sie sich gemächlich, grunzen ein wenig und sehen ihre Stiefa fort. Das alle Männchen öffnet seinen Niesenzahn zu einem Netorogähnen, das eine Jagdgarnitur von fürchterlichem Aussehen enthüllt. Es scheint nach dem Mittagsschläfchen ein erfrischendes Bad für das Rechte zu halten, denn es steht auf und spaziert mit der ganzen Würde und dem sicheren Selbstbewußtsein des Familienvaters ins Wasser hinaus, borgt im Vorbeigehen zwei seiner Jungen, die verschlafen im Wege liegen und nun aufspringen. Die unbeholfenen Flußpferdfrüher gleichen in ihrem Grade wohlgestalteten Schweinen, und ihre Farbe ist ein Mittelglied zwischen grau und rosa. Zu meinem unbeschreiblichen Vergnügen beginnen sie zu raufen, und nie habe ich etwas Lächerlicheres gesehen als das plumpe Spiel dieser Flußpferdjungen. Doch scheinen sie endlich Bärenschens-Bespiel folgen zu müssen, und so plumpfen die Spielkameraden in den Fluß.

Einer meiner Schwarzen deutet mir, daß er Flußpferd etwas Rechtwürdiges zu zeigen habe. Nach einer Wanderung von etwa zehn Minuten höre ich wieder das wohlbekannte Krusten. Nur ein schmaler Säulengürtel trennt mich vom Fluß, der nach dem Lärm zu urteilen von Flußpferden voll sein muß. Und als ich, einem Flußpferdspade folgend, durch das Schilf komme, werden meine Erwartungen nicht getäuscht.

Die Zahl von Flußpferden ist überwältigend, ich fühle mich nur etliche gebührend Jahre zurückversetzt in eine Urzeitlandschaft, die kein menschliches Auge geschaut hat. Ich kann es kaum fassen, daß es auf unserer Erde im zwanzigsten Jahrhundert wirklich Plätze gibt, wo solche Riesentiere in so erstaunlicher Zahl vorkommen und ihr Leben so ungestört vor den todbringenden Waffen der zivilisierten Menschen verbringen, wie in der Morgenandäckerung der Zeiten.

Ich sehe mich ans Ufer und genieße das seltsame Schauspiel. Ich gähle die Tiere und finde, daß ich mehr als hundert vor mir habe. Das war ein Schmauben, Grunzen und Gähnen ohne Gleichen. Meine Anwesenheit scheint sie nicht zu stören, nur die nächsten wärigen mich hier und da eine flüchtigen Aufmerksamkeit. Die starke Strömung läuft jedoch entlang des Ufers, an dem ich sitze, und so ziehen die Tiere vor, in dem ruhigen Wasser der anderen Seite zu verweilen, aber ab und zu schwimmt ein besonders neugieriger Flußpferd hinaus und kommt auf zehn Meter heran, worauf es gewöhnlich mit verächtlichem Wafen untertaucht.

Nachdem ich die Herde, die allerdings eine zu große Ausdehnung hatte, um ganz auf die Platte zu kommen, aufgenommen habe, wähle ich mir zwei alte Männchen aus, die schöne Hauer haben.

Da konnte er natürlich nicht unterlassen, auf die armen ahnungslosen Tiere zu schießen, denkt wohl der Leser, und ich gestehe gerne, daß dieser Gedanke völlig richtig ist.

Es bedurfte nämlich keiner großen Fertigkeit, um irgend eines dieser Flußpferde zu töten, und die Gefahr, angefallen zu werden war gleich Null, wenn man auf dem Ufer stand.

Soll die Flußpferdjagd spannend sein, so muß man diese Tiere von einer Jolle oder einem Kanu aus angreifen, und herrliche Erinnerungen haben ich aus solchen Kämpfen mit Behemoth heimgebracht.

Hier war jedoch kein Kanu aufzutreiben, und da ich zwei vollständige Sätze von Flußpferdärsen aus dieser Gegend haben wollte und außerdem hoffte, daß das Töten zweier Tiere den übrigen zur Warnung gereichen würde, damit die ganze Herde nicht eine leichte Beute des erbitterten Eisenbeinjägers werde, schloß ich die zwei ausserwählten Exemplare.

Zu meinem großen Erstaunen machten die Schüsse keinen besonderen Eindruck. Als sie krachten und die leblosen Körper der zwei Kanieraden mit dem Strome forttrieben, erweckten die gewaltigen Tiere freilich für einige Augenblicke, schüttelten ihre biden Schädel und grunzten zornig, besankten aber gleich wieder in ihre bequeme Ruhe. Die Tiere waren ja an donnernde Ungewitter gewöhnt, die vorbeizogen, ohne ihnen zu schaden, und es ist natürlich für ein träges Flußpferdhirn nicht so leicht zu fassen, daß eine lange anhaltende Friedenszeit zu Ende ist. Es gibt Geschöpfe, die auf einer bedeutend höher Entwicklungsstufe stehen als diese riesigen Flußpferde und denen es trotzdem sehr schwer fällt, diese Sache zu begreifen!